

Das Radikalmittel.

Zu den vielen angeblich unfehlbaren Mitteln, mit denen unsere Feinde der Vernichtung ihrer Flotten durch unsere U-Boote entgegenzuwirken suchen, gehört das Fahren ihrer Transport- schiffe in Geleitzügen, in „Konvoys“, wie der Engländer sagt. Die Vorteile einer solchen Ein- richtung mögen dem Laien zunächst recht ein- leuchtend erscheinen. Man erblickt im Geiste ein auf engsten Abständen in fliegender Eile die Meere durchquerendes Handelsflottenschwader, rechts und links, vorn und hinten bewacht von finlen Kreuzern, Zerstörern und U-Boot- Jägern. Mag es einem U-Boot vielleicht gelingen, sich einmal an einen solchen Geleitzug heranzuwagen und ein Opfer zu erlassen, so sind sofort die mit allem modernen Vernichtungsmaterial, mit Such- ankern, Netzen und Wasserbomben ausgerüsteten Bewachungsfahrzeuge zur Stelle. Das U-Boot, wenn es auch der Vernichtung entgegen sollte, wird zu keinem weiteren Angriff kommen können, und der Geleitzug läuft schließlich mit geringem Verlust und mit Vorräten für Monate hinaus in den Hafen ein. Hat sich eine solche Vor- stellung einmal festgesetzt, so scheint es dem Laien keineswegs unglücklich, daß, wie eine Liverpooler Zeitung und auch schweizerische Vierverbandsblätter kürzlich zu melden wußten, ein Geleitzug von etwa 70 Dampfern, natürlich amerikanischen, mit ungeheuren Getreidevorräten in England angekommen sei. Daß es aber mit solchen Geleitzügen seinen Hafen hat und daß besonders die Meldung über das amerikanische Transportgeschwader in das Gebiet der „be- grenzten Möglichkeiten“ gehört, mögen nach- stehende Ausführungen zeigen:

Jeder Seemann weiß, wie schwierig es selbst für einen Verband von völlig gleichgebauten Schiffen ist, in der einfachsten Form des Zu- sammenfahrens, in der Linie, den Zusammen- hang zu wahren. Da ein Geleitzug in ge- fährdeten Gebieten selbstverständlich mit der höchsten erreichbaren Geschwindigkeit fahren wird, kann er diese nur ausnutzen, falls alle Schiffe die gleiche Höchstgeschwindigkeit besitzen. Ist dies nicht der Fall, so wird die Fahrt des langsamsten Schiffes maßgebend sein. Der für die schnelleren Schiffe hierin liegende Nachteil liegt auf der Hand.

Je geschlossener, d. h. in je kleinerem Ab- stand die Schiffe fahren, desto vorteilhafter ist dies zur Abwehr der U-Bootgefahr. Bei in jahrelanger Friedensarbeit ausgebildeten mo- dernen Geschwadern beträgt der Schiffsabstand in der Regel 4—500 Meter. Für Handels- schiffe ist ein solcher Abstand ausgedehnter, er würde bedeutend größer sein müssen; wir wissen, daß die englischen Geleitzüge auf etwa 1000 Meter Schiffsabstand fahren. Auch ein solcher Ab- stand erscheint noch als Wagnis, besonders bei Nacht, wo die Schiffe im Gefahrengebiet ohne Lichter fahren. Zu all dem tritt noch die Schwierigkeit beim Ausändern eines unter Um- ständen recht lang getreteten Verbandes. Welche Länge ein solcher Geleitzug unter Umständen erreichen möchte, ergibt die Erwägung, daß der jamose ermordete amerikanische Getreidetransport, vom ersten bis zum letzten Schiff gemessen, fast 70 Kilometer bedeckt haben möchte.

Nichts kennzeichnet besser die absurde Ver- logenheit der englischen Presse als der Versuch, solche handgreiflichen Ungeheuerlichkeiten in die Welt zu setzen. Ein solcher mit seiner Kilometer- langen Rauchfahne mit höchstens 10 Seemeilen Geschwindigkeit sich einherwindende Heerwurm, der gut gerechnet 3 1/2 Stunde gebrauchen würde, um einen beliebigen festen Punkt zu passieren, hätte gewiß nur sehr geringe Möglichkeit, das Sperr- gebiet unbemerkt zu durchqueren. Er würde die U-Boote im weitesten Umkreise herbeilocken, und deren Beute würde beträchtlich sein, denn es würde schon einiger Kreuzerabteilungen und Zerstörerflotten bedürfen, um einen solchen Geleitzug einzugrenzen zu können, und die hat selbst das „seebeherrschende England“ nicht mehr zur Verfügung. Die Engländer als seefahrende Nation sind wohl die nächsten dazu, die Un- möglichkeit, jedenfalls Unzweckmäßigkeit, der- artige Geleitzüge aufzustellen, zu erkennen; versuchen sie es trotzdem, dazwischen zwan-

tauen in Umlauf zu setzen, so zeigt dies, zu- weilen verzweifeltsten Mitteln sie zu greifen gezwungen sind. Wie im vergangenen Jahre die Russen aus Mangel an kriegsbrauchbaren Waffen mit Stöcken gegen unsere Linien an- rannten, so rüstet das kriegswichtige Inselreich seine Flotten mit unbrauchbaren, unbrauchbar und wirkungslos geworden sind gegenüber der ehernen Tatsache unserer U-Boot-Leistungen.

Aus-Vorliegendem erhellt, daß die Geleitzüge nur einen recht bedingten Wert besitzen und verhältnismäßig um so sicherer fahren werden, je kleiner die Zahl der Schiffe ist. Wie groß auch dann noch die Gefahr ist, beweist die kürzlich durch unseren Admiralstab bekanntge- gebene Leistung des Oberleutnants z. S. Klatt, der in ein und derselben Nacht südlich der Straße von Messina zwei stark gesicherte Geleitzüge angriff und in der kurzen Zeitspanne von 1 1/2 Stunden aus dem einen, aus drei Dampfern bestehenden Zuge die beiden größten, aus dem anderen von zwei Dampfern den größten her- auslösch, also 60 % der Schiffe in die Tiefe jandte.

Verschiedene Kriegsnachrichten.

Hindenburg über Krieg und Frieden.

Von einer Seite, die dem Generalfeldmarschall nahesteht, wird erzählt, daß er anlässlich seines Besuchs im österreichisch-ungarischen Haupt- quartier sich folgendermaßen über die gegen- wärtige Lage geäußert hat: Der Krieg ist für uns gewonnen, wenn wir den feindlichen An- griffen standhalten, bis der Untersee- bootkrieg sein Werk getan hat. Unsere Boote machen gute Arbeit, sie zerstören die feindlichen Lebensbedingungen härter, als wir dachten. In nicht ferner Zeit werden unsere Feinde zum Frieden gezwungen sein. Sie wissen das, und deshalb werden sie trotz der schweren Niederlagen, die sie am Monzo, in Tirol, an der Adige und bei Aras in diesem Frühjahr erlitten haben, ihre Angriffe fortsetzen müssen, mögen sie auch noch so aussichtslos sein. Auf die Hilfe der Amerikaner können sie nicht mehr warten. Sie sollen kommen! Die ver- bundenen Armeen sind nicht zu schlagen. Wir werden die Feinde so- lange heimlich, bis sie einsehen, daß wir den Krieg gewonnen haben; dann werden Österreich-Ungarn, Deutsch- land, Bulgarien und die Türkei den Frieden bekommen, den wir nötig haben zur freien Ent- faltung unserer Kräfte. Der Feind hat uns unterschätzt. Er glaubte an die Macht seiner zahlenmäßigen Überlegenheit und meinte, daß Entbehrungen uns zwingen könnten, einem Frieden zuzustimmen, der unsere und unserer Kinder Zukunft vernichtet. Ich wünsche, daß die Staatsmänner unserer Feinde den gleichen Einblick in die Monarchie hätten, wie ich ihn erneut gewonnen habe. Sie würden von ihrem Vorhaben ablassen. Ich nehme von meinem Besuch die festeste Überzeugung mit, daß wir zusammenstehen werden bis zum siegreichen Ende. Unser Bündnis ist nicht zu erschüttern. Die Regierungen, die Armeen und jeder einzelne in den Völkern Deutschlands und Österreich-Ungarns ist bereit, einzustehen für das gemeinsame Wohl bis zum Äußersten; möge kommen, was wolle.

Noch immer die U-Boot-Gefahr.

Während die englische Presse die An- kündigung des deutschen U-Bootes mit Spott und Hohn begrüßt, findet sie jetzt kaum Klage- und Mahnworte genug, um die ernste Lage zu kennzeichnen. So schreibt die „Ball Mall Ga- zette“ u. a.: „Särfre Zeitungslieser waren wohl auf weniger günstige Zahlen des U-Boot- Krieges vorbereitet, als sie heute veröffent- lichte Wochenübersicht zeigt. Oberflächlich be- trachtet sind sie nicht schlimmer als die der ver- gangenen Woche, — aber man kann sich, solange man die Höhe der verletzten Tonnage nicht kennt, natürlich noch kein abschließendes Urteil bilden, da in der Statistik der Admiralität ein Schiff von 1600 Tonnem die gleiche Rolle spielt

wie eins von 16000 Tonnem. Aber wenn auch unsere Verluste nicht direkt zunehmen, so häufen sie sich doch in verhängnisvoller Weise. Wir können keinen Anspruch darauf erheben, den Feind überwinden zu haben und werden unserer Schiffe be- raubt, schneller als in irgendeiner Zeit seit den dunklen vierzehn Tagen im April. Nach den Statistiken haben sich die Hilfsquellen der See- räuber noch in keiner Weise verringert, und wir vernichten weniger U-Boote als die Deutschen bauen können.“

Die deutschen Erfolge im Westen.

Zu den deutschen Erfolgen in der Cham- pagne meldet das amtliche französische Bureau Havas: Die Unternehmungen der Deutschen gegen den Chemin-des-Dames nehmen an Umfang zu. Es steht sehr viel auf dem Spiel, denn der Besitz der beherrschenden Stellungen verleiht dem, in dessen Händen sie sich befinden, einen Überblick über die Befestig- ungen der Gegenpartei. Das Gelände ist durch Höhlen und Tunnels durchschnitten und eignet sich sehr für Überraschungen. Es ist daher auch nicht überraschend oder für uns be- unruhigend, daß es dem Feinde gelungen ist, festen Fuß in unseren vordersten Laufgräben zu fassen. Sobald er seinen Gewinn nicht aus- breiten kann, werden die Franzosen stets Gegenangriffe ausführen, um das verlorene Gelände wiederzuerobern. Bei seinem Angriff am linken-Maasufer zwischen Vocourt und der Höhe 204 wußte der Feind in unsere vordere Linie an verschiedenen Punkten einzudringen. Die Fortsetzung seiner Befestigung scheint an- zudeuten, daß hier die Gefechte noch nicht ab- geschlossen sind.

Deutschlands Finanzen.

Ein holländisches Urteil.

Ein in der angeführten holländischen Wochen- schrift „Haagische Post“ vom 16. Juni erschienener Aufsatz, der die Geldanlage in deutscher Kriegs- anleihe behandelt, schildert Deutschlands finan- zielle Lage wie folgt: „Der Schatzung Helfferichs, der das deutsche Nationalvermögen bei Ausbruch des Krieges auf 330 Milliarden Mark berechnet hat, stehen noch weit höhere Angaben von ebenso maßgebenden Finanzleuten zur Seite, die das deutsche Vermögen bis auf 400 Mil- liarden Mark eingeschätzt haben. Wenn man sich auf Helfferichs Angabe stützt, dann betrug es also 330 Milliarden Mark bei Kriegsausbruch. Während der drei vergangenen Kriegsjahre hat nun die ganze deutsche Industrie mit doppelter Energie gearbeitet und zum Besten der deutschen Krieg- führung glänzende Erfolge gezeitigt. Außerdem haben die 70 Millionen deutscher Einwohner in dieser Zeit notgedrungen die größte Sparlichkeit in Kleidung, Nahrung und Lebensunterhalt be- achtet müssen. Daher schätzt man die Ver- mehrung des Nationalvermögens während des Krieges auf wenigstens 75 Milliarden Mark.“

Wenn jetzt der Friede geschlossen würde, dann ist mit Sicherheit anzunehmen, daß die deutsche Kriegsschuld 80 Milliarden Mark be- trägt. Gut, aber das sind immer nur 20 % von dem während des Krieges auf 400 Mil- liarden angewachsenen deutschen National- vermögens. Also sind mit anderen Worten 20 % des Nationalvermögens in Kriegsanleihe angelegt. Von diesen 80 Milliarden sind nur die Kosten für das Kriegsmaterial (Kupfer, Stahl usw.) verloren. Alles andere, die Arbeits- löhne und der Gewinn der Fabriken sind dem Nationalvermögen zugute gekommen. Hätte Deutschland so wie der Vierverband keine Munition aus dem Auslande beziehen müssen, dann wären 80 Milliarden ausgeführt und demnach verloren gewesen.

Selbst in den Zeitungen des Vierverbandes wird immer darauf gedrungen, daß die eng- lischen und französischen Handelshäuser und industriellen Unternehmungen sich an der deutschen Finanzierungsweise ein Beispiel nehmen sollten, denn diese hat die Erfolge der deutschen In- dustrie und des deutschen Handels gebracht. Es gibt zwar noch immer Leute, die glauben, Deutschland sei in den Krieg gegangen, „um

Geld zu holen“. Und das sagt man von einem Lande, das bereits 60 Milliarden Kriegsanleihe aufgebracht hat, während England nur 37 Mil- liarden zusammenzubringen mußte. Die deutschen Anleihen werden teilweise noch über ihren Aus- gabekurs notiert. Die englische Anleihe hat bereits Kursverluste bis zu 10 % erlitten.

Schließlich sind viele Menschen noch der An- sicht, daß Deutschland eine stille Hoffnung auf einen Kriegserfolg in Gold hege, und nennen diese Entschädigung das einzige, was Deutsch- lands Finanzwesen noch zu retten vermag. Aber ist nicht gerade die französische und die englische Presse diejenige, die mit Nachdruck auf eine Kriegsenttäuschung, selbst bis zu 400 Milliarden, dringt? Und während diese Set- zungen jeden Tag von neuem den finanziellen Zusammenbruch Deutschlands voraussetzen, halten sie gleichzeitig Deutschland doch noch für fähig, die 400 Milliarden an sie zu zahlen.“

Politische Rundschau.

Deutschland.

* In einer Rede, die der Vizepräsident der elsass-lothringischen Kammer Dr. Gregoire auf einer Festlichkeit hielt, die zu Ehren der in Elsass-Lothringen weilenden neu- tralen Journalisten veranstaltet wurde, bezeichnete er die Behauptung unserer Gegner, als gelte es Elsass-Lothringen zu befreien, als groteske Farce. Wir wissen, sagte der Redner, den Wert einer solchen Liebe zu schätzen, lehnen aber aufs entschiedenste ab und verzichten auf eine Erlösung und Befreiung, die wir nicht ge- sucht und nicht gewünscht haben. Im Gegen- teil, wir werden, wie das bisher seit drei Jahren gesehen ist, Hand in Hand mit unseren deutschen Waffenbrüdern stehen und mit ihnen unser schönes Land und seine Schätze vor fremder Eroberungsgier und vor dem sicheren Ruin bis zum letzten Blut- tropfen zu schützen wissen, auf daß das alte Lothringia so frei bleibe, wie es seit 1870 wieder geworden und in viel früheren Jahr- hundertern gewesen ist — ein deutsches Land.

Frankreich.

* Die langen und heftigen Debatten in der Geheimitzung der Kammer werden im ganzen Lande mit großem Interesse verfolgt. In parlamentarischen Kreisen verlaute, daß das Endergebnis der Sitzungen eine Kabinetts- umbildung sein werde. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird Kriegsminister Painlevé Mi- nisterpräsident des neuen Kabinetts werden, denn Painlevé habe sich durch seine klaren Darlegungen und neuen Anordnungen in den Oberkommandos die breiteste Unterstützung gesichert.

Holland.

* Wie in Haager diplomatischen Kreisen ver- laute, soll eine gemeinschaftliche dip- lomatische Stellungnahme der skandinavischen Länder und Hollands bezüglich der amerikanischen Lebensmittelausfuhrpolitik bevorstehen. Sofern die Maßnahmen der ameri- kanischen Regierung einen herausfordernden Charakter tragen sollten, wollen die Neu- tralen die Lebensmittelablässe mit England aufheben.

Rußland.

* Von einem Teil der Sozialisten und einigen Truppen unterstützt, hat eine neue starke Friedensbewegung begonnen, die auch u. a. energisch gegen die Ausweitung des Schweizer Grimm Stellung nimmt. Trotz aller Maßnahmen der Regierung breitet sich die Bewegung immer weiter aus.

Japan.

* Wie aus Tokio berichtet wird, ist zwischen der französischen und der japanischen Regierung ein Abkommen getroffen worden, wonach die französische durch Vermittlung japanischer Banken in Japan eine Anleihe von 5 Millionen Pfund zu 6 % und einem Aus- gabekurs von 100 % aufnimmt, nachdem Eng- land schon vor längerer Zeit unter den gleichen Bedingungen eine Anleihe in Japan abgeschlossen hat.

Friede Sörrensen.

20) Roman von S. Courths-Mahler.

(Fortsetzung.)

Es war ungefähr vierzehn Tage vor Heinz' und Trudis Hochzeit, ein herrlicher, düste- schwerer Frühsonnertag. Friede war mit Lizzi und ihren beiden Nichten zu Volkmars ge- gangen. Ellen und ihre Mutter waren auch zur Hochzeit geladen worden.

Man hatte noch allerlei für die bevor- stehende Hochzeit zu besprechen und dabei war auch erwähnt worden, daß Frau Steinbach mit Ellen gleich nach der Hochzeit nach Berlin zurückkehren würde.

Ellen hatte einen traurigen, hilflos stehenden Blick zu Georg hinübergeleitet und war dann ideenlos in schweremüde Träumereien verfunken. Ihr rosiges Mündchen zuckte, die Brust hob sich in unruhigen Atemzügen und nachdem sie sich durch einen verflochtenen Blick überzeugt hatte, daß Georg sie mit heißen Augen beobachtete, preßte sie ein Tränchen hervor.

Sie erhob sich hastig und wuschte verstoßen und doch für ihn bemerkbar die Träne fort. Dann ging sie, ihm einen ihrer heißen, lodenden Blicke zuwerfend, langsam hinaus auf die Veranda und eilte die Stufen hinab in den Garten.

Auf einer Bank, die hell vom Mondschein erleuchtet war, nahm sie Platz. Sie sah Georg heraustreten auf die Veranda. Da warf sie die Arme auf die Lehne der Bank und barg wie im verzweifeltsten Schmerz das Gesicht darin.

Wie sie erwartet hatte, erblickte Georg das trauernde Mädchen. Wie magnetisch angezogen, eilte er an ihre Seite.

Obwohl sie sehr gut seine Schritte hörte, gab sie sich den Anschein tiefster Schmerzver- funkenheit. Sie begann, um die Wirksamkeit ihres Mandovers zu erhöhen, herzbrechend zu schluchzen.

Georg konnte Frauen nicht weinen sehen, ohne sich zu erregen. Daß aber dies schöne, liebende Geschöpf hier einjam seinen Schmerz ausweinte, nahm ihm alle Besinnung. Die Leidenschaft für Ellen übermannte ihn. Er beugte sich schweratmend zu ihr herab.

„Ellen, liebe, teure Ellen, was ist Ihnen? Bitte weinen Sie nicht — ich ertrage es nicht, Sie in Tränen zu sehen.“

Mit einem allerliebsten kleinen Aufschrei fuhr sie empor und rieb eifrig an den nicht vor- handenen Tränen.

„Ach — Sie, Herr Doktor — ach bitte — lassen Sie mich allein.“

Und wieder schluchzte sie jammervoll auf. „Ich bin so unglücklich“, stieß sie hervor und barg das Gesicht in den Händen.

Er zog die Hände herab und streichelte und küßte sie aufgeregt.

„Ellen, küße, angebetete Ellen — was ist es, daß Sie so unglücklich macht?“ fragte er heiser.

„Ach mein Gott — daß ich fort muß, so bald, von hier — von Ihnen.“

Einen Augenblick fühlte er ein leises Be- fremden, daß sie ihm das so offen sagte. Aber da lag sie ihn an. Der Durst nach ihren roten

Lippen überkam ihn wie ein Fieber, er riß sie plötzlich wild in seine Arme und küßte sie, küßte sie immerfort wie ein Verdurstender. Er vergaß alles um sich her.

Endlich wand sich Ellen atemlos aus seinen Armen und sagte mit einem leisen, girrenden Lachen:

„Du Wilder, wie sehe ich nun aus. So zerzaust soll ich mich da drinnen als Braut vor- stellen?“

Georg schrak empor, wie aus einem Taumel erwachend. Ihr Lachen drang ihm wie eine grelle Dissonanz in die Ohren. Er starrte sie einen Moment an wie ernüchert. Sie erschrak heimlich und erkannte, daß sie sich in Ton ver- griffen hatte. Stürmisch warf sie sich von neuem an seine Brust und umfakte seinen Hals.

„Ich wäre gestorben, wenn du mich hättest von dir gehen lassen, Georg. Aber nun bist du mein und ich bin dein, nun kann uns nichts mehr trennen als der Tod“, sagte sie innig, wie vom Gefühl übermannt.

Aber er hörte noch ihr Lachen von vorn, und wenn er auch erneut ihre lodenden Lippen küßte, die Ernüchterung blieb. Es war, als habe er sich mit einem Male für alle Zeit den brennenden Durst gelöscht, als sei der Trunk nun plötzlich schal geworden.

Sie fühlte instinktiv heraus, daß er nicht mehr mit allen Gedanken bei ihr war, und wandte nun von neuem alle Kräfte an, ihn zu beirren. Es gelang ihr auch, ihn soweit zu beirren, daß er sie in seinen Arm zog und mit ihr im Garten promenierte. Er redete sich selbst ein, daß er nun sehr glücklich sei und nun

endlich wieder zur Ruhe und zum frohen Schaffen kommen werde.

Ellen plauderte reizend von ihrem künftigen Glück und malte ihm süße, lodende Bilder aus. Er hörte ihr zu, wie von einer Räumung der Sinne befallen.

Dann drängte sie ihn aber der Veranda zu. „Wir müssen nun hineingehen, Georg. Das wird eine große Überraschung geben, wenn wir uns als neues Brautpaar empfehlen.“

Georg stützte und verhielt den Schritt. Mit einem Male sah er klar vor sich, wie das sein würde, wenn er jetzt, Ellen am Arm, hineintrat und sie als seine Braut vorstellte.

Vater würde sich freuen und die Mutter, nun, sie würde es sich nicht anmerken lassen, wenn sie sich nicht so sehr freuen konnte. Aber da war noch Muth.

Wie ein Blitz ging es durch sein Herz. Muth! — Er sah sie vor sich, wie sie ihn bleich, mit zuckenden Lippen und erschrockenen Augen anstarrte würde. Ganz deutlich fühlte er plötzlich wieder, daß sie ihn liebte und — daß er ihr das nicht antun konnte, nicht jetzt und nicht so unvorbereitet.

Und noch eine war da drinnen, der er Meßgen- schaft schuldig war — Tanke Friede. Auch ihr konnte er jetzt nicht gegenüberreten mit Ellen am Arm. Wie ein Verräter kam er sich vor.

Er sah mit einem dunklen Blick auf Ellen herab.

„Ich habe einen Wunsch, den du mir er- füllen mußt, Ellen.“

Sie sah ihn zärtlich an. „Ich erfülle dir unbedenklich jeden“, antwortete sie leise.